

WASSER

DIE LETZTEN URELMARE, BAND 1



Legenden sagen, dass Stefanie Henkel Tinte blutet. Kein Wunder, denn sie schreibt am liebsten ganz oldschool mit Füller auf einen ausgefranzen Collegeblock. Ihre Lieblingsgenres sind ausgeklügelte Fantasygeschichten, aber sie schreibt auch gerne kurze Theaterstücke für ihre Kinder- und Jugendgruppen, die sich hiermit begrüßt fühlen dürfen. Die im Jahr 2000 geborene ausgebildete Musicaldarstellerin und Sozialpädagogin lebt in NRW.

»Wasser« ist ihr Debütroman und Auftakt der Tetralogie »Die letzten Urelmare«.

STEFANIE HENKEL

WASSER

DIE LETZTEN URELMARE (1)



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Telefon Seelsorge: 0800 1110111
oder www.telefonseelsorge.de (auch Chat möglich)

© 2025 Stefanie Henkel

Lektorat: Artur Bender
Illustrationen: Lara M. Ober

Satz, Umschlaggestaltung und Verlag:
BoD · Books on Demand GmbH, In de Tarpen 42,
22848 Norderstedt, bod@bod.de

Druck: Libri Plureos GmbH, Friedensallee 273, 22763 Hamburg
ISBN: 978-3-7693-9537-2

Für alle, die immer an das Gute im Menschen glauben werden, so aussichtslos es auch manchmal scheint.

Und für Oma. Du hast versucht, mir schon vor der Schule das Schreiben beizubringen, weil du mich für bereit dazu erklärt hast. Ich wünschte, du könntest noch sehen, wohin es geführt hat.

Ich vermisse dich.

Dieses Buch enthält einige sensible Inhalte, die unten aufgelistet sind. Ich möchte bei niemandem schlechte Gedanken auslösen, denn davon gibt es schon genug auf dieser Welt. Solltest du solche Gedanken hegen, wende dich bitte an jemanden aus deinem Umfeld. Wenn du das nicht möchtest, ist die Telefonseelsorge 24 Stunden für dich erreichbar. Die Nummer findest du im Impressum.

Content Notes

Suizid aus Angehörigenperspektive, Abschiedsbrief, Gewalt, Verlust, frauenfeindliche Sprache.

Ein Namensverzeichnis findet sich am Ende des Buches.

1

UNBEKANNTE GÄSTE

LENA

Wimperntusche zu einer Beerdigung, ganz tolle Idee! Was hatte ich mir nur dabei gedacht?

Erschrocken von meinem Spiegelbild schloss ich die Augen wieder und krallte mich in die Kante der Matratze.

Nein, es reichte jetzt. Ich hatte genug geweint. Den Rest sollte ich mir für später aufsparen.

Papas nervöse Schritte auf dem Flur waren selbst durch meine Zimmertür hörbar. Wahrscheinlich brachte er es nicht übers Herz, ein sechstes Mal anzuklopfen. Klar, wir waren spät dran. Doch seit sie weg war, verging die Zeit langsamer.

Es würde mir nach der Beerdigung doch hoffentlich besser gehen, oder? Warum veranstaltete man sie sonst?

Aufgestanden und durchgeatmet. Ohne einen weiteren Blick in den Spiegel gegenüber zu werfen, striegelte ich mir hastig die roten Haare glatt und packte meinen Geigenkoffer.

Papa drehte sich zu mir, als ich die Zimmertür hinter mir schloss, seine blauen Augen ebenso rot und geschwollen wie meine. Kaum standen wir uns gegenüber, war die Eile vergessen. Er zog mich in eine Umarmung.

Diese Routine wiederholte sich seit Mamas Tod vor anderthalb Wochen und ich fragte mich langsam, wer mit dieser Umarmung eigentlich wen tröstete.

Er fuhr sich übers Gesicht, bevor er zur Tür deutete. Wir könnten hier noch den ganzen Tag stehen, es würde die Umstände nicht ändern. Besser, wir brachten es einfach hinter uns.

e

Während Papa mit dem Pfarrer sprach, suchte ich mir im Pfarrheim eine kleine Kammer zum Üben. Sie war fensterlos, mit ein paar verstaubten Lagerregalen und einem Kreuz über der Tür. Sicher obligatorisch. *Möge Gott diese hochheiligen Lagerregale schützen.*

Papa und ich hatten kein Interesse an der Kirche, Mama war die Religiöse von uns dreien gewesen. Sie hatte sich viel engagiert, war beliebt gewesen – und die Nachricht ihres Todes hatte in der Gemeinde eingeschlagen wie ein Komet.

Ein Autounfall. So etwas Banales. Wie viele Autounfälle gab es bitte täglich, bei denen niemand starb?

Und es war nicht mal ihre Schuld gewesen.

Ich erinnerte mich gut, wie Papa, zwei Tage, nachdem wir selbst die Nachricht bekommen hatten, sich unter Tränen durch ihren engsten Freundeskreis telefoniert hatte. Immer wieder hatte er die Geschichte mit dem unaufmerksamen LKW-Fahrer wiederholen müssen. Zunächst hatte ich nur still daneben gesessen, aber irgendwann hatte ich es nicht mehr ertragen, ihm das Telefon abgenommen und tonlos das Datum für die Beerdigung durchgegeben.

»Wer ist denn da?«, war dann gefragt worden.

»Ihre Tochter«, hatte ich geantwortet.

Meist war eine Pause gefolgt und dann eine gemurmelte Zustimmung.

»Luisa?«, hatte mich eine von ihnen gefragt.

»Lena«, hatte ich routiniert korrigiert.

»Ach ja, richtig.«

Ich schüttelte die Erinnerung ab und fing an, mein Requiem zu üben.

Obwohl ich schon seit Jahren Violine spielte, hatte ich bisher keine Auftritte gehabt. Meine Lehrerin hatte einfach immer vergessen, mich für ihre Schülerkonzerte zu fragen. Ob das an ihrer Vergesslichkeit lag oder daran, dass sie mich insgeheim nicht für gut genug hielt, darüber hatte ich mir nie den Kopf zerbrochen.

Mama hatte es jedenfalls immer gefallen, wenn ich spielte. Schon als ich den Saiten die ersten Töne entlockte, konnte ich sie lächeln sehen.

Die Töne flogen sauber und klar durch den kleinen Raum, während ich mit den Gedanken ganz bei ihr war. Es war heilsam und fremdartig

zugleich. Als könnte ich sie so heraufbeschwören. Dabei war immer noch nicht bei mir angekommen, dass sie nicht mehr da sein sollte.

Papa wartete mit dem Pfarrer im Foyer, als ich zurückkehrte. Zusammen gingen wir die Straße hinunter zum Friedhof.

Die Gäste bestanden hauptsächlich aus Mamas Kollegen aus dem Lektorat und einigen Gemeindemitgliedern. Ein paar ihrer engen Freunde, die alle paar Monate mal zu Besuch kamen, deren Namen ich aber immer wieder vergaß.

Schwarz angezogen und mit gesenkten Blicken trudelten sie zwischen den Gräbern herum, was es mir umso schwerer machte, die Wahrheit zu verdrängen.

Meine Mutter war tot. Egal, was ich von nun an erlebte, tat, sagte – sie wäre nicht mehr da, um es zu erfahren. Ihr Verlust hatte ein Loch in mich gerissen, das nie wieder gestopft werden könnte. Sie war schon immer unersetzlich für mich gewesen. Ich wünschte, ich hätte ihr das öfter gesagt.

Während der ganzen Prozession blieb ich an Papis Seite, der sich neben mir die Augen ausheulte. Ich beobachtete alles durch einen Schleier. Als hätte man einen seltsamen Kamerafilter über meine Optik gelegt, der alles neblig und dumpf machte.

Auf das Zeichen des Pfarrers packte ich meine Violine aus und begann zu spielen.

In meiner Vorstellung wäre der ganze Friedhof still geworden und sie hätten alle das sehen können, was ich sah. Mama, wie sie mit mir sprach, wie sie morgens »Bis heut Abend!« rief, wie sie zusammen mit Papa auf dem Sofa lachte und mir bei den Englischhausaufgaben half.

Tatsache war jedoch, dass die Vögel weiter zwitscherten, der Wind ungestört durch die Blätter rauschte und die Sonnenstrahlen des warmen Tages sich nicht einfach so hinter einer Wolke verbargen. Einige Leute unterhielten sich sogar leise, ohne mir wirklich zuzuhören.

Für niemanden sonst schien die Welt stehen geblieben zu sein.

Ich nahm wieder meinen Platz neben Papa ein und klammerte mich für den Rest der Zeremonie an meinen Geigenkoffer.

Ehe ich mich versah, bemerkte ich, wie die Trauergemeinde zurück zum Pfarrheim schlenderte und nur Papa und mich zurückließ.

Es war schon vorbei? Wieso hatte ich dann nicht geweint? Ich hatte mir doch fest vorgenommen, mich für heute nicht zurückzuhalten.

Ich suchte nach den Tränen, aber der Klumpen in meiner Brust war ausgewrungen. Er war so schwer, dass Tränen nicht mehr ausreichten.

»Willst du ihr noch etwas sagen?«, fragte Papa in die Stille hinein. Er wischte sich die Tränen von seinen Wangen und aus seinem stoppeligen, feuerroten Bart.

Seine blauen Augen rahmten tiefe Augenringe ein. Wo ich so darüber nachdachte, fiel mir keine unserer Konversationen der letzten Woche ein, bei der er nicht geweint hatte.

Sogar, als die Polizei geklingelt und erzählt hatte, dass Mama zwischen zwei LKWs gelangt war, hatte er geweint. Ich hatte bis zum nächsten Tag gebraucht, um es zu begreifen.

»Ich weiß nicht ...«, murmelte ich erstickt. Dabei fielen mir schon Sachen ein. Nur waren es viel zu viele Worte. Und es wäre nicht dasselbe, es einem Haufen frischer Erde zu sagen.

Ich konnte nicht genau definieren, was unsere Aufmerksamkeit plötzlich auf sich zog. Kein Geräusch, kein Lüftchen, keine Bewegung hätte uns ablenken sollen und dennoch drehten wir uns synchron zum Friedhofstor um, als wäre dort etwas gewesen.

Eine Sekunde lang fragte ich mich, was uns so aus den Gedanken gerissen hatte, dann traten hinter der Friedhofsmauer drei Personen auf den Schotterweg.

Ich hätte den Blick wieder abwenden sollen. Nur weitere Trauernde, die hier ein Grab besuchten, nichts Ungewöhnliches. Aber sie hatten mit ihrem Betreten Papas und meine volle Konzentration gefangen – zurecht, wie sich herausstellte, denn kaum erblickten sie uns, steuerten sie uns an.

Ein Mann in seinen Mittvierzigern lief an der Spitze. Er trug Jeans und ein blau-kariertes Hemd – nicht gerade beerdigungstauglich. Ein Bekannter von Mama, der sich offenbar spontan zu einem Besuch entschieden hatte. Meine Augen huschten nur knapp über ihn.

Der Junge und das Mädchen kamen mir irgendwie vertraut vor, obwohl ich mir sicher war, sie noch nie zuvor gesehen zu haben. Sie mussten ungefähr in meinem Alter sein, vielleicht ein oder zwei Jahre älter.

Nein, ich hätte mich gewiss an sie erinnert. Nicht nur, dass ihre Kleidung nicht zu passen schien – die Hose des Jungen war unmöglich kurz und der Pulli und die Hose des Mädchens mindestens drei Größen zu weit – aber irgendetwas an ihrer Erscheinung passte für mich nicht in das Gesamtbild. Ich konnte nur nicht sagen, was.

Papa hatte es ebenfalls bemerkt, da war ich mir sicher, denn er wirkte wie versteinert, mit einer nicht ganz nachvollziehbaren Panik in den Augen.

»Kennst du die?«, fragte ich leise.

Papa antwortete nicht.

Den Mann erkannte ich. Er war schon ein oder zweimal bei uns zuhause gewesen. Aber seinen Namen hatte ich schon wieder vergessen – oder in welcher Beziehung er zu uns stand.

Er trat zuerst vor und hielt meinem Vater die Hand hin.

»Mein Beileid zu Ihrem Verlust, Herr Plemer. Tut mir – uns –« Er deutete auf die zwei hinter sich. »–leid, dass wir so verspätet hier aufkreuzen.«

»Danke«, erwiderte Papa genauso trocken, wie er es schon den ganzen Tag bei allen anderen Beileidsbekundungen getan hatte.

Nun schaute der Mann zu mir. »Fiona, richtig?«

»Lena«, korrigierte ich kühl. Heute hatte mich noch keiner bei meinem richtigen Namen genannt und ich war es langsam leid, alle zu verbessern. Vielleicht sollte ich mich umbenennen. »Lena« war ja auch wirklich schwer zu merken.

»Tut mir leid«, sagte er und kratzte sich peinlich berührt im braunen Haar. Dann wandte er sich wieder an Papa. »Olivia war eine ganz fantastische Person. Ihr Verlust ist wirklich ... weltenerstörend.«

Ich biss mir auf das Innere meiner Wange. *Weltenzerstörend*. Ganz schön dramatisch für jemanden, der zu spät zu ihrer Beerdigung kam.

Papa nickte ausdruckslos. Der Mann bemerkte, dass wir nicht gerade angetan von seiner Gesellschaft waren.

»Ich fahre dann mal wieder. Ihr beide kommt allein zurück, richtig?«

Und damit verzog sich der Mann auch schon wieder über den Schotterweg.

Zurück blieben ein frischer Witwer, eine trauernde Tochter und

dieses junge Pärchen, für die mein Verstand immer noch keine Zuordnung gefunden hatte.

Das Mädchen strich sich alle paar Sekunden eine hellblonde Locke hinters Ohr, die sich immer wieder löste. Der Junge war einen Kopf größer als sie, mit kurzen Haaren, die irgendwo zwischen dunkelblond und braun lagen. Mir entging nicht, dass seine dunkelblauen Augen immer wieder zu seiner Begleiterin hinüberwanderten, als erwartete er, dass sie das Wort ergriff.

Diese musterte jedoch mit mitleidig gerunzelter Stirn meinen Vater und mich. So tauschten wir ungemütlich lange Blicke aus, ohne dass jemand die Initiative ergriff – was von außen betrachtet sicher als Situationskomik hätte durchgehen können.

Warum ließ der Mann sie hier zurück? Ich wüsste nicht, woher sie meine Mutter kennen sollten, was wollten sie dann? Papa schien die Antwort zu kennen.

»Lena, würdest du uns allein lassen?«, brach er schließlich die Stille.

Überrascht hob ich meinen Blick zu ihm. Ich durfte nicht mal hören, was sie zu besprechen hatten?

Ich verbiss mir einen Widerspruch. Ich war nicht nur viel zu müde, um mit Papa zu diskutieren, ich hatte auch das Gefühl, die Situation zu entschärfen, während ich mich entfernte.

Kaum war ich hinter der Friedhofsmauer verschwunden, hielt ich inne.

Ein merkwürdiger Instinkt schrie mir plötzlich zu, zu bleiben. Er ließ mir die Nackenhaare zu Berge stehen. Als hinge mein Leben davon ab, ihnen zuzuhören.

Ich schlich also, diesem Instinkt folgend, hinter der Friedhofsmauer die Straße hinauf, bis ich auf ihrer Höhe war. Dabei raste mir das Herz, wie einem Kind, das gerade Verstecken spielte.

Zumindest ging ich davon aus – ich hatte noch nie richtig Verstecken gespielt. Wenn, dann hieß es nach einer Stunde in meinem Versteck warten immer: »Oh, wir haben ganz vergessen, dich zu suchen.« Vielleicht käme mir das ausnahmsweise mal zugute.

»Warum seid ihr hier?«, fragte Papa. Seine Stimme drang nur leicht zu mir, vom Wind und den vorbeifahrenden Autos übertönt.

»Ihr kennt uns?«, fragte das Mädchen.

Ich zog eine Augenbraue hoch. *Ihr?* Ich war doch gar nicht mehr da.

»Nein, aber ich weiß, woher ihr kommt, und das reicht mir.«

Woher wollte er das wissen? Ich wagte einen Blick über die Mauer. Keine Labels auf ihren Klamotten oder Ähnliches. Kein Akzent, wenn sie sprachen – solch eine Vorverurteilung hätte ich Papa ohnehin nicht zugebraut. Warum sollte es *wichtig* sein, woher sie kamen?

»Ich bin Lillas Tochter. Rina«, stellte sich das Mädchen vor.

»Und du bist schon – so groß?«

»Nun ja, Ihr seid doch schon vor vierzehn Jahren ... verschwunden, oder?«

Vor vierzehn Jahren verschwunden? Wovon sprach sie?

»Wir sind gekommen, um ...«

»Unser Beileid auszusprechen«, unterbrach der Junge sie.

»Was?«, fragte Papa.

Ich lauschte, doch es kam keine Antwort. Vorsichtig presste ich mich gegen den kühlen Stein, um noch einen Blick zu erhaschen.

Die drei standen jetzt dichter zusammen und der Junge flüsterte den anderen etwas zu. Plötzlich, als hätte er es gespürt, fuhr sein Kopf zu mir herum. Erschrocken duckte ich mich und kniff die Augen zusammen.

»Egal. Wie kamt ihr überhaupt darauf, hier einfach aufzukreuzen?«, fragte Papa gereizt. »Kam euch nicht in den Sinn, dass ich aus einem Grund hier bin? Vielleicht, um so weit wie möglich davon wegzukommen?«

Ich bekam eine Gänsehaut. So laut wurde Papa nur selten. Verdammte, was war hier los?

»Nun ja, also, in letzter Zeit ist einiges passiert, wie soll ich sagen, ähm ...« Rina war durch seinen Tonfall einen Schritt zurückgewichen. »Meine Mutter hat mir von damals erzählt und wir dachten, wir informieren Euch, denn ...«

Schon wieder unterbrach der Junge Rina. »Johann lebt noch.«

Johann. Nie gehört.

Als wäre mein Gehörsinn ein Muskel, spannte ich ihn nun bis zum Zerreißen an. Ich wollte nichts verpassen, was mir zumindest *eine* meiner vielen Fragen beantworten könnte.

»Aber, Séran ...«, hob das Mädchen in einem erneuten Versuch an, nur um diesmal von Papa unterbrochen zu werden.

»Was?«

»Ihr habt mich schon verstanden«, sagte Séran.

Als ich keine Reaktion hörte, beugte ich mich erneut vor.

Papa raufte sich die Haare, weinte still. So war er auch die letzten Tage immer durchs Wohnzimmer gelaufen.

Verdammt, was ging hier vor sich? Wer war dieser Johann? Und warum machte es Papa so fertig?

»Geht.« Papis Stimme war so dünn geworden, dass sie nur noch der Wind zu mir trug.

»Aber ...«, hob Rina an.

»Hört auf. Ich – ich kann das nicht hören.«

»Wir dachten, es würde Euch erfreuen«, versuchte Rina es erneut.

»Aber doch nicht am Grab meiner Frau!« Papa schluchzte und wandte sich ab. Er trottete ein paar Schritte weg von ihnen, wandte ihnen den Rücken zu.

Rina hob schlechten Gewissens den Blick zu ihrem Begleiter, Séran. Dieser zuckte mehr genervt als ratlos mit den Schultern.

Es zerriss mir das Herz, Papa so weinen zu sehen. Am liebsten wäre ich zu ihm gestürmt und hätte ihn in den Arm genommen, aber ich fürchtete, die Situation damit nur noch zu verschlimmern. Um was auch immer es hier ging, er hatte nicht gewollt, dass ich es hörte.

»Ihr habt unser tiefstes Mitgefühl«, sagte Rina.

Papa fasste sich langsam, mit einem letzten Schniefen drehte er sich wieder zu ihnen um.

Für einen Moment fragte ich mich, was ich hier eigentlich tat. Wie blöd und kindisch ich mir vorkam, ihr Gespräch zu belauschen, anstatt wieder in Gedanken bei Mama zu sein.

Aber irgendwas an diesem Austausch fesselte mich an meinen Platz – und es war nicht nur das Rätsel um diesen Johann.

Rina und Séran waren ... einfach anders. Aber anders im Sinne von passend. Als hätten sie sich, trotz ihres merkwürdigen Auftretens, in ein Puzzle gefügt, von dem ich noch nicht das Gesamtbild erkannte.

»Habt ihr die Möglichkeit zu telefonieren?«, fragte Papa.

»Ja. Aber ... nicht lange«, antwortete Rina.

»Egal. Ruft mich die Tage an.«

Papa reichte ihnen eine seiner vielen Visitenkarten, die er in seinem Portemonnaie mitschleppte.

»Ich nehme mal an, Eure Tochter weiß von nichts?«, fragte Séran.

Für einen Augenblick hatte ich das Verstecken aufgegeben, doch jetzt tauchte ich schnell wieder unter.

Papa murmelte etwas, was ich nicht verstand.

»Bei allem Respekt – wird es nicht langsam Zeit, ich meine ...«

Papa zischte: »Pscht!«

Zu gern hätte ich erneut nachgesehen, was vor sich ging, aber die reine Erwähnung von mir hatte mich eingefroren.

Papa flüsterte etwas, das vom Wind verwischt wurde.

»Sie ist kein Kind mehr«, entgegnete Séran.

Ich hielt inne, mir fuhr ein unangenehmer Schauer über den Rücken. Dieser unbekannte Junge war also dafür, mich in was-auch-immer einzuweißen, aber mein eigener Vater nicht?

»Sie ist vierzehn. Für euch mag das halb erwachsen sein, aber hier hat sie noch ein paar Jahre Zeit, um sich auf alles einzustellen, und das ist auch gut so. Sie hat gerade ganz andere Probleme.«

Ich biss mir auf das Innere meiner Wange. Durfte ich das nicht selbst entscheiden?

»Sollte sie das nicht selbst entscheiden?«, warf Séran im selben Moment ein.

Ich presste meinen Kopf so nah wie möglich an die Kante, um Papas Antwort bloß nicht zu verpassen. Aber Papa antwortete nicht.

»Es tut uns wirklich leid«, ergriff Rina das Wort, nur um wieder von Séran unterbrochen zu werden.

»Nein, mir nicht, Rina. Wir haben einige Mühen auf uns genommen, um Euch einen Gefallen zu tun. Eigentlich ist alles gesagt.«

Der Schotter knirschte unter Sérans schnellen Schritten.

»Jetzt warte doch, bitte!«, bemühte Rina sich, die Situation wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

»Nein, er hat recht. Geht jetzt besser.« In Papas Stimme schwang

plötzlich die Schlaflosigkeit der letzten Tage mit. »Ruft mich die Tage an, meinerwegen. Aber ich will jetzt allein sein.«

Erneute Schritte auf dem Schotter, diesmal langsamer. Damit war das Gespräch wohl endgültig beendet.

Schnell richtete ich mich auf und tat so, als käme ich gerade erst zurück, um zu sehen, wo mein Vater blieb.

Sie bemerkten mich sofort, als sie um die Ecke bogen. Ihren Gesichtern nach zu urteilen war mir die Täuschung nicht gelungen.

Ich räusperte mich peinlich berührt. »Ich wollte nach meinem Vater sehen.«

Séran wollte ausdruckslos an mir vorbei und hielt nur wieder an, weil Rina nicht folgte.

Sie musterte mich sanftmütig und machte dann einen Schritt auf mich zu. »Mein Beileid wegen deiner Mutter, Lena.«

Sie strich mir mitleidig über den Arm. Ich richtete mich überrascht auf.

Das war das erste Mal, dass heute jemand Fremdes meinen Namen nannte. Möglicherweise war es sogar das erste Mal, seit ich mich erinnern konnte. Dabei hatte ich mich ihnen nicht mal vernünftig vorgestellt.

»Danke.« Das war auch das erste Mal, dass ich heute darauf antwortete.

Rina lächelte matt, dann wandte sie sich die Straße hinauf, um Séran zu folgen.

Um meiner Täuschung Glauben zu schenken, hätte ich eigentlich zurück auf den Friedhof gehen müssen, aber es gelang mir nicht, meinen Blick von den beiden loszureißen, bis sie hinter der nächsten Ecke verschwunden waren.